

HEYNE <

Grégoire Delacourt

Wir sahen nur das Glück

Roman

Aus dem Französischen
von Claudia Steinitz

WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN

Die Originalausgabe ON NE VOYAIT QUE LE BONHEUR
erschien bei Éditions JC Lattès, Paris

Der Verlag weist ausdrücklich darauf hin, dass im Text enthaltene externe Links vom Verlag nur bis zum Zeitpunkt der Buchveröffentlichung eingesehen werden konnten. Auf spätere Veränderungen hat der Verlag keinerlei Einfluss. Eine Haftung des Verlags ist daher ausgeschlossen.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967

Vollständige Taschenbuchausgabe 02/2017

Copyright © 2014 by Éditions JC Lattès

Copyright © 2015 der deutschsprachigen Ausgabe by
Hoffmann und Campe Verlag, Hamburg

Copyright © 2017 dieser Ausgabe by Wilhelm Heyne Verlag,
München in der Verlagsgruppe Random House GmbH,
Neumarkter Str. 28, 81673 München

Printed in Germany

Umschlaggestaltung: © Nele Schütz Design unter Verwen-
dung von shutterstock/Neirfy

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN: 978-3-453-41997-1

www.heyne.de

Für das Mädchen, das auf dem Auto saß.
Es hat mich bis Dumbo fliegen lassen.

Schüttelt mich nicht, ich bin voller Tränen.

Henri Calet, *Peau d'ours*.

Ein Leben ist dreißig- bis vierzigtausend Euro wert, da kenne ich mich aus.

Ein Leben: Muttermund endlich zehn Zentimeter geöffnet, Hecheln, Geburt, Blut, Tränen, Freude, Schmerz, das erste Bad, die ersten Zähne, die ersten Schritte, neue Wörter, Zahnspange, Sturz vom Fahrrad, Angst vor Wundstarrkrampf, Witze, Cousins, Ferien, Katzenhaarallergie, Quengelei, Süßigkeiten, Karies, die ersten Lügen, verstohlene Blicke, der schlaksige Körper, zu große Ohren, Mauser, feuchte Träume, Kumpel, Mädchen, Pickelausdrücken, Verrat, Gutes tun, die Welt verändern wollen, die Arschlöcher töten wollen, alle Arschlöcher, Besäufnis, Rasierschaum, Liebe, Liebeskummer, Todessehnsucht, Abi, Uni, Radiguet lesen, die Stones hören, Rock, Trichlor, Neugier, der erste Job, die Party mit dem ersten Lohn, Verlobung, Hochzeit, Fremdgehen, noch mehr Liebe, Bedürfnis nach Liebe, die Sanftheit, die man weckt, das Opium der kleinen Zärtlichkeiten, Erinnerungen, die Zeit, die plötzlich schneller rennt, der Fleck auf der rechten Lunge, der Schmerz beim morgendlichen Pinkeln, neue Zärtlichkeit, die Haut, die Poren, ein verdächtiger Leberfleck, Zittern, Ersparnisse, die Wärme, die man sucht, Pläne für später, wenn sie groß sind, wenn wir wieder zu zweit sind, Reisen, blaue Ozeane, *Blood and Sand* in der Bar eines Hotels mit unaussprechlichem Namen, in Mexiko oder anderswo, ein Lächeln, frische Laken,

der Geruch von Sauberkeit, ein Wiedersehen, ein hartes Glied, aus Stein; ein Leben.

Dreißig- bis vierzigtausend, wenn Sie sich überfahren lassen.

Zwanzig- bis fünfundzwanzigtausend, wenn Sie ein Kind sind.

Etwas mehr als hunderttausend, wenn Sie in einem Flugzeug sitzen, das Ihr Leben mit zweihundertsiebenundzwanzig anderen zugleich vernichtet.

Wie viel waren unsere Leben wert?

Erster Teil

FÜNFZIGTAUSEND DOLLAR

Im Fernsehen lief eine Sendung über die Lindbergh-Affäre, und wir sprachen in der Schule darüber. Ich war neun Jahre alt. Man erzählte uns von der Entführung, ein zwanzig Monate altes, pummeliges Baby mit blonden Locken, dann die Lösegeldforderung, fünfzigtausend Dollar, 1932 ein Vermögen. Und dann das Entsetzen. Nachdem das Geld übergeben war, hatte man die Leiche des kleinen Charles Augustus gefunden, fortgeschrittene Verwesung, schwere Schädelfraktur. Man hatte den Entführer gefasst und auf dem elektrischen Stuhl hingerichtet. An dem Tag packte uns beim Verlassen der Schule die Angst. Viele legten den Heimweg rennend zurück, ich auch, ich drehte mich ständig um und kam blass, zitternd, schweißgebadet nach Hause. Meine Schwestern lachten mich aus: Er ist wohl ins Wasser gefallen! So ein Doofmann! Sie waren knapp fünf Jahre alt. Meine Mutter musterte meine erbärmliche Erscheinung, dann drückte sie ohne Hast, geradezu genüsslich ihre Mentholzigarette aus. Ich warf mich in ihre Arme, und sie wick mich etwas zurück. War es Überraschung? Wir waren keine Schmusefamilie, bei uns gab es weder zärtliche Gesten noch sanfte Worte. Bei uns blieben die Gefühle, wo sie hingehörten: im Innern. »Wenn man mich entführen würde«, fragte ich zitternd, »würdet ihr euer Geld hergeben, Papa und du?

Würdet ihr mich retten?« Ihre ungläubigen Augen leuchteten plötzlich, wurden größer, dann lächelte sie, und da man ihr Lächeln selten sah, war es umso schöner. Sie strich mir eine Strähne aus dem Gesicht. Meine Stirn war kalt. Meine Lippen waren blau.

»Natürlich, Antoine«, flüsterte sie. »Wir würden für dich unser Leben geben. Unser ganzes Leben.«

Mein Herz beruhigte sich.

Ich bin niemals entführt worden. Sie haben also nie ihr Leben für mich geben. Und sie haben mich nicht gerettet.

ACHTZIG EURO

»Ein Luder, sage ich dir. Hab sie im Internet gefunden. Zuerst hatte ich Wahnsinnsschiss, voll die Paranoia. Dass man mich filmt, um mich zu erpressen. Oder mir in die Fresse haut, mir die Kohle, die Uhr klaut, mich umlegt. Ich hatte die Hosen voll. Ich geh auf die vierzig zu, genau wie du, Antoine, und ich krieg ihn hoch, *auf Anbieb*, wenn du kapierst, was ich meine. Aber das war was anderes. Als ich ankam, hatte ich wirklich Schiss. Türcode, kleiner düsterer Hausflur. Essensgeruch um elf Uhr vormittags, feuchte Treppe, wie in einem Dreigroschenfilm. Im Vierten, hat sie gesagt. Puls auf hundertachtzig. Ich merke, wie meine achtunddreißig Lenze auf mich zugerast kommen. Ich müsste Sport machen, wenigstens Rad fahren. Soll gut sein für die Pumpe. Mein Herz ist fast explodiert. Stell dir Fabiennes Gesicht beim Anblick meiner Leiche vor. Was hat er da zu suchen gehabt? Was wollte mein Mann da, verdammt, um elf Uhr früh! In einem Wohnhaus, wo im Vierten eine Nutte sitzt. Also brems ich ein bisschen ab. Im Dritten hol ich erstmal Luft. Nicht zu wild. Wie ein alter Köter, der sich zwischen zwei Tennisbällen ausruht, die du ganz weit wirfst, um ihn auszu-powern. Ich mag keine Hunde, die stinken, wenn's regnet. Außerdem wird so ein Hund schnell alt, kriegt Metastasen und muss eingeschläfert werden. Jedenfalls sind im Vierten

vier Türen, ich weiß nicht, welche es ist. Aber eine ist offen, geht vielmehr grad auf. Ich geh langsam drauf zu, vorsichtig, hab immer noch Muffensausen. Ich krieg keinen hoch, denke ich. Sie steht hinter der Tür. Verdammt nochmal, superklein, kein bisschen Ähnlichkeit mit dem Foto im Internet. Immerhin hat sie ein hübsches Lächeln. Es ist gar keine richtige Wohnung, bloß ein Schlafzimmer, stockfinster, ein Bett, weiter nichts. Ein Computer, eine Kleenexschachtel. Ich stecke ihr die achtzig Euro zu, sie zählt nach und hopp, sind sie verschwunden. Dann kommt sie zu mir, macht meine Buxe auf. Ohne Vorwarnung. Ich sehe mich um. Nichts. Kein kleines rotes Kameralämpchen. Nichts. Nur das klamme Elend. Eigentlich ist es ein Glück, dass Fabienne solche Sachen nicht mag. (Schweigen.) Ich bitte auch nicht so gern darum. *Blas mir einen*. Das sind doch keine Liebesworte. *Fellatio* auch nicht. ›Zungentriller‹ klingt wenigstens lustig. Doch, Antoine, ›Zungentriller‹ klingt lustig, aber das ist auch kein Liebeswort. Ich liebe meine Frau, ich will ihr keine Schweinereien sagen. Deswegen die Kleine, wegen der Wörter, die ich nicht rausbringe. Um meine ganz persönliche Feigheit zu ersticken. Wir Männer haben nur eins im Kopf, das weißt du doch. Für achtzig Euro bläst sie mir einen, und ich brauche Fabienne nicht wehzutun.«

FFF goss den letzten Schluck Bier hinunter, seufzte vor Wonne, stellte langsam sein Glas ab und sah mich an. Er zog die Brauen hoch, seine Augen lächelten, und er stand auf.

»Lass stecken, ich geb einen aus«, sagte ich, als FFF sein Geld rausholen wollte.

»Danke, Antoine. Bis morgen.«

Und ich blieb allein.

Ich machte mir eine neue Zigarette an und nahm einen tiefen Zug. Der Rauch brannte im Mund und in der Lunge, ein herrlicher Schwindel. Die Kellnerin räumte unsere lee-

ren Biergläser ab. Ich bestellte noch eins. Ich wollte nicht nach Hause und die Leere meines Lebens wiederfinden. Sie hatte ein schönes Gesicht, einen schönen Mund, einen tollen Körper. Halb so alt wie ich. Aber ich habe mich nicht getraut.

FÜNF FRANCS

Meine Eltern wollten ein Kind, um ganz schnell eine Familie zu werden, das heißt ein Paar, dem man keine Fragen stellt; ein Kind, um zwischen sich und der Welt einen gewissen Abstand zu schaffen. Damals schon.

Als sie von der Entbindungsstation kam, ging meine Mutter geradewegs in ihr Schlafzimmer, wo sie sich einschloss, um Mentholzigaretten zu rauchen und Françoise Sagan zu lesen. Sehr bald glich ihre Gestalt wieder der der zarten Schriftstellerin, sie hatte die Anmut einer Zwanzigjährigen. Wenn sie ab und zu aus dem Haus ging, um Gemüse, Milchpulver oder Zigaretten zu kaufen, und gefragt wurde, wie es dem Kind, im vorliegenden Fall mir, gehe, antwortete sie: »Sehr gut, glaube ich, sehr gut«, und ihr Lächeln bezauberte alle.

Die Strecke von der Klinik nach Hause hatte ich in einer Ente zurückgelegt. Mein Vater fuhr vorsichtig, wahrscheinlich war ihm die Zerbrechlichkeit seiner Fracht bewusst: drei Komma zwei Kilo Fleisch und Organe, fünfundsiebzig Zentiliter Blut und vor allem eine offene, pulsierende Fontanelle, die eine Ungeschicklichkeit leicht hätte aufreißen können. Er setzte uns vor dem Haus ab, ohne aus der Klappenkiste auszusteigen. Es waren also nicht seine Arme, die mich auf dem Weg vom Wagen bis zu der weißen Wiege im

Schlafzimmer vor den Unbilden des Zufalls schützten. Er überließ es meiner Mutter, mich allein dort zu betten, allein das schönste Baby der Welt zu bestaunen, allein die Nase einer Großmutter, den Mund eines Vorfahren in meinem Gesicht zu erkennen. Er ließ uns allein, er nahm seine Frau nicht in den Arm, er tanzte nicht. Er fuhr einfach zurück in die Drogerie. Dort arbeitete er seit mehr als einem Jahr unter der Anleitung des Besitzers, Monsieur Lapchin, einem Witwer ohne Erben, der überglücklich war, meinen Vater angeheuert zu haben. Dieser neue Gehilfe schien Wunder zu vollbringen. Für picklige Halbwüchsige mixte er auf der Basis von vierprozentigem Benzoylperoxid wirksame Salben zusammen, für verstörte Damen Gifte gegen Ratten, Mäuse, Spinnen, Schaben, gegen Kakerlaken und manchmal gegen kalte Laken: »Drei Tropfen auf die Zunge vor dem Zubettgehen, und morgen fühlen Sie sich wie auf einer Südseeinsel, in einer blauen Lagune. Das macht fünf Francs, Madame Jeanmart.« »Trifft sich gut, ich habe einen ganz neuen Schein, bitteschön. Fünf Francs, um glücklich zu sein, das ist nicht teuer, danke, danke.« Mein Vater hatte Chemie studiert, er liebte die Poesie, aber seine Träume vom Nobelpreis waren mit dem Auftauchen meiner Mutter verflogen. »Sie hat mich neutralisiert«, sagte er später ungerührt, so als hätte er *Löslichkeit* gesagt. Oder *Polymerisation*. Durch sie verlor er die Orientierung, den Kopf, die Hose – das erklärt mich – und ein paar Haare. Sie hatten sich an einem 14. Juli in Cambrai auf der Place Aristide-Briand getroffen. Sie war mit ihren Schwestern da. Er mit seinen Brüdern. Ihre Blicke kreuzten sich. Dann verhakten sie sich ineinander. Sie war groß, schlank, rotblond, hatte schwarze Augen; er war groß, schlank, dunkelhaarig, hatte hellgrüne Augen. Sie waren voneinander verzaubert, obwohl der Zauber damals höflich blieb: ein Lächeln, das Versprechen eines Wiedersehens, ein

Händedruck. Sie trafen sich am nächsten Tag im Teesalon Montois. Meine Mutter erzählte mir später, am helllichten Tag, ohne Musik, ohne Feuerwerk, ohne das Glas Champagner und die sanfte Euphorie habe sie ihn weniger betörend gefunden. Aber gut, er hatte grüne Augen, und sie träumte von einem Mann mit grünen Augen; auch wenn niemand von einem Laboranten träumt. Sie gaben sich andere Versprechen, nahmen einander mit nach Hause zu den Eltern. Student der Chemie. Studentin von gar nichts. Er war zwanzig, sie siebzehn. Sechs Monate später heirateten sie. Am 14. Januar. Die Hochzeitsfotos sind Gott sei Dank schwarzweiß. Man sieht also weder die blauen Lippen noch die extreme Blässe meiner Mutter, deren rotblonde Haare wie Stacheln zu Berge standen. Die Kälte. Damals schon diese Kälte, die ihre Liebe erstarren ließ und die grünen Augen verdüsterte.

So weit ich zurückdenken kann, so weit ich gesucht, nachgeforscht habe, und so weit ich auch geweint habe, scheint es mir, dass sich meine Eltern nicht geliebt haben.

SIEBENUNDZWANZIG EURO

Ich kam nicht dazu, mein Bier auszutrinken. Mein Handy vibrierte, eine Nummer erschien, die Frau meines Vaters rief an.

Sofort ihre Stimme, diese hohe Stimme, die mit dem Kirchenchor die *Vocalise* von Rachmaninow und das *Ave Maria* von Schubert singen konnte.

Ihre Stimme, plötzlich zerstört.

»Wir kommen gerade vom Arzt es ist entsetzlich entsetzlich ich weiß nicht was ich sagen soll wie ich es sagen soll wie ich es dir sagen soll aber er ist dein Vater es geht um deinen Vater man weiß noch nichts Genaues aber es hat nichts Gutes zu bedeuten es gibt Veränderungen Spuren im Dickdarm da soll es angefangen haben und ich habe den Arzt gefragt ob es sicher ist ob es das ist die Krankheit die man nicht aussprechen kann er hat mich ganz traurig angesehen ich schwöre dir dass er traurig war er ist ein guter Hausarzt er kennt deinen Vater gut er behandelt ihn schon lange und er war so traurig da habe ich begriffen ich bin nicht blöd weißt du ich bin zwar nicht deine Mutter aber ich liebe deinen Vater ich passe sehr auf ihn auf weißt du ich achte darauf was wir essen und er hat aufgehört zu rauchen weißt du für mich schon lange weil ich es nicht mehr ausgehalten habe ich habe mir Sorgen gemacht aber es ist



Grégoire Delacourt

Wir sahen nur das Glück

Roman

ERSTMALS IM TASCHENBUCH

Taschenbuch, Klappenbroschur, 272 Seiten, 11,8 x 18,7 cm
ISBN: 978-3-453-41997-1

Heyne

Erscheinungstermin: Januar 2017

Eine glückliche Familie? Ein Vater, der über den Wert seines Lebens nachdenkt. Eine Mutter, die einen anderen Mann liebt. Ein Sohn, der am liebsten auf einem Motorrad bis ans Ende der Welt fahren würde. Und eine Tochter, die trotz allem an Liebe und Vergebung glaubt ... Grégoire Delacourt erzählt von den verborgenen Winkeln der Seele und den Umwegen, die schließlich doch noch zum Glück führen.

 [Der Titel im Katalog](#)